



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1932**

2 (1932)

---

# Caritasblüten

Nr. 2

1932



Mutter M. Ebba  
die neu erwählte Generaloberin der Missionschwestern  
vom kostbaren Blut.

## Wahl der neuen Generaloberin

**D**er letzte Tag des Jahres 1931 war für unsere Genossenschaft von großer Tragweite. Seit drei Tagen waren die Mitglieder des Generalkapitels, das in normalen Verhältnissen alle 12 Jahre stattfindet, im Missionshaus in Neuenbeken versammelt, um sich zur Wahl einer neuen Generalleitung vorzubereiten. Aus Süd-, Ost- und Westafrika kamen sie herbei, bewährte, erfahrene Missionarinnen und Missionsoberinnen, um nach reiflicher Überlegung und Beratung mit den europäischen Mitschwestern ihre Stimmzettel in die Wahlurne zu werfen.

Am 31. Dezember, dem Silvestertag, wurde der wichtigste Akt, die Wahl der Generaloberin, vorgenommen. Um 8 Uhr morgens erschien Se. Erzellenz der hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. Kaspar Klein aus Paderborn, um persönlich die Wahl zu leiten. Ein feierliches „Ecce sacerdos“, gesungen von den Schwestern und Missionschülerinnen, begrüßte den hohen Oberhirten in der Kapelle, wo er dann die heilige Messe zelebrierte, während der Chor entsprechende mehrstimmige Lieder sang.

Nach einem kurzen Frühstück begab sich Se. Erzellenz in den Wahlraum, begrüßte jede Kapitularin aufs herzlichste, legte dann in schlichten, markigen Worten die Wichtigkeit des vorzunehmenden Wahlaktes auseinander sowie die Pflicht, die jeder Wählenden in dieser ernstesten Stunde obliegt.

Schwester Maria Ebba Tirpitz, die langjährige, bewährte Novizenmeisterin, ging schon beim ersten Wahlgang einstimmig aus der Wahlurne hervor. Von Dezember 1928 bis November 1930 hatte sie als Begleiterin der Würdigen Mutter Paula die Visitationsreisen in Süd-, Ost- und West-Afrika mitgemacht. Hier gewann sie den richtigen Einblick in das Missionswesen. Die göttliche Vorsehung selbst hat Mutter M. Ebba auf den schweren Posten vorbereitet.

Nach vollzogener Wahl fragte Se. Erzellenz die Neuwählte, ob sie das Amt annehme, worauf letztere, überrascht von dem Los, das sie getroffen, bescheiden erwiderte: „Ich will es mit Gottes Hilfe versuchen!“

Nun begaben sich der hochw. Herr Erzbischof und die Mitglieder des Generalkapitels in die Kapelle. Hier hielt Se. Erzellenz in Mitra und Stab eine feierliche Ansprache vor der ganzen Gemeinde, in welcher er den Namen der neuen Generaloberin verkündigte, die Wichtigkeit des vollzogenen Aktes betonte und der Neuwählten Mut und Vertrauen zur Übernahme der schweren Last einflößte. In rührender Weise hob Se. Erzellenz die großen Verdienste hervor, welche die Vorgängerin, unsere Würdige Mutter M. Paula, sich während ihrer schweren Amtszeit für die Genossenschaft erworben hat.



**Die Mitglieder des Generalkapitels.**

Unterste Reihe von links nach rechts: Schw. M. Ambrosia, Schw. M. Walburga, Generaloberin Mutter M. Ebba, Mutter M. Paula, Schw. M. Godelieva.  
 Mittlere Reihe: Schw. M. Tertulla, Schw. M. Willibrorda, Schw. M. Theophana, Schw. M. Megandra, Schw. M. Hermana, Schw. M. Bernadine, Schw.  
 M. Eitelberta. Obere Reihe: Schw. M. Huberta, Schw. M. Albalda, Schw. M. Vermelina, Schw. M. Theonilla, Schw. M. Gaudiosa, Schw. M. Junipera.

Vierundzwanzig volle Jahre hat Mutter Paula, die unsern Lesern nicht unbekannt ist, das Steuer im Schiffelein der stets wachsenden Genossenschaft geführt und dieselbe durch viele Neugründungen mit zäher Ausdauer in der Kriegs- und Inflationzeit zur Blüte gebracht.

Dann legte die Neuerwählte feierlich das Gelöbniß der Treue an ihre Genossenschaft ab, worauf der hochwürdigste Herr Erzbischof ihr den goldenen Ring, das Abzeichen der Generaloberin, an den Finger steckte.

Zum Schluß erteilte Se. Erzellenz allen den erzbischöflichen Segen. Daran schloß sich eine sakramentale Andacht mit Ledeum an.

Nach der üblichen Begrüßung der neuen Generaloberin im Wahlsaal folgte eine feierliche Begrüßung an Se. Erzellenz von seiten der ganzen Ordensgemeinde und der Missionschule. Alles war in freudiger, traulicher Stimmung. Aus voller Brust sangen die jungen Schülerinnen ihre Begrüßungslieder. Der hochwürdigste Herr Erzbischof freute sich ganz besonders über diesen stattlichen Nachwuchs für die Missionstätigkeit. Wie ein Vater unter seinen Kindern weilte Se. Erzellenz bei der jugendlichen Schar zukünftiger Missionarinnen. Wiederholt drückte er seine Freude darüber aus, und bei seiner Verabschiedung gaben alle der frohen Hoffnung Ausdruck, den hohen Oberhirten bald wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Am 2. Januar fanden die Wahlen der übrigen Mitglieder der Generalleitung statt, unter welche auch Mutter Paula mit ihrer reichen Erfahrung eingereiht wurde. Darauf begannen die Verhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Genossenschaft.

Am 13. Januar kam der hochwürdige Herr Dompropst Dr. Linneborn aus Paderborn, um als Superior unserer Kongregation das Generalkapitel feierlich zu schließen. Durch schwere Krankheit verhindert, konnte Se. Gnaden die Eröffnung desselben nicht leiten; um so größer war seine Teilnahme, als er am Schluß in unsere Mitte kam. Ein feierliches Messopfer mit einer ergreifenden Ansprache, darauffolgendem Ledeum und einer sakramentalen Andacht bildeten den kirchlichen Schluß dieser Verhandlungen. Der hochwürdige Prälat brachte dann noch ein gemütliches Stündchen bei den seiner väterlichen Obhut anvertrauten Schäflein zu. Möge ihm Gott die erwünschte Gesundheit wiederschenken!

Ein inniges Dankwort an dieser Stelle Sr. Erzellenz dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Paderborn und dem hochwürdigen Herrn Prälaten Prof. Dr. Linneborn für die rege Teilnahme an den Interessen unserer Genossenschaft, die für die Ausbreitung des Reiches Christi durch stille Arbeit im Werk der Seelenrettung ihr Ziel zu erreichen sucht.

In Dankbarkeit gedenken wir stets der unermüdliehen und erspriesslichen Tätigkeit unserer allverehrten Mutter M. Paula. Unserer neuerwählten Generaloberin Mutter M. Ebba wollen wir dasselbe volle Vertrauen schenken in der Überzeugung, daß sie ihren Schwestern eine kundige Führerin im Ordensleben und eine kluge Leiterin für die Missionstätigkeit sein wird.

Ad multos annos! Die Redaktion.

K

## Lichtstrahlen

Von Schw. M. Engelberta

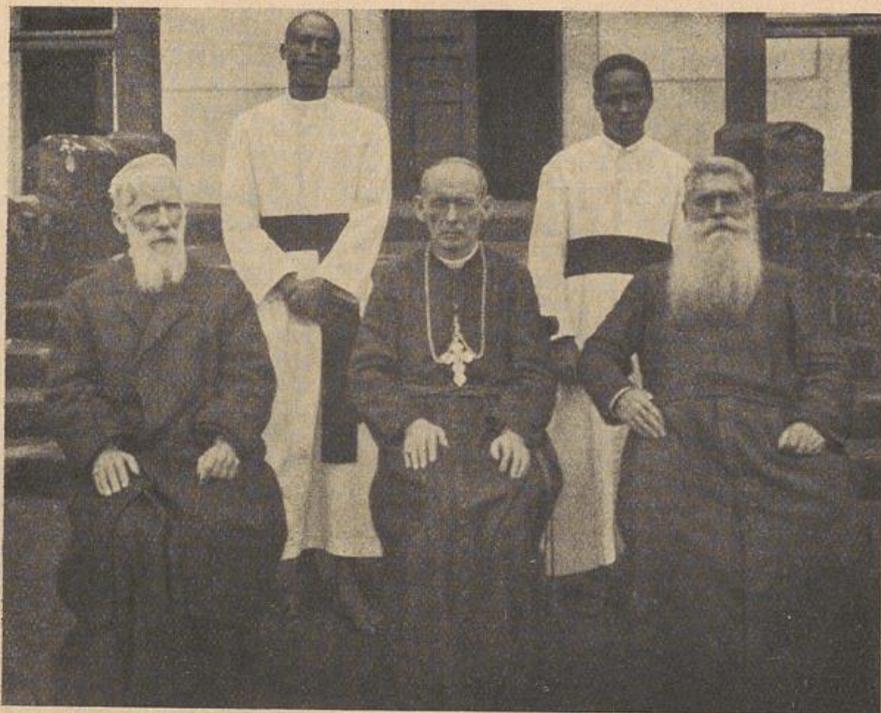
**F**reierliches Glockengeläute kündete für nah und fern, daß ein ganz außergewöhnliches, noch nie dagewesenes kirchliches Fest in Kilema gefeiert werde. Freudige Festtagsstimmung ist es, welche die Christen eiligen Schrittes frohgemut zur Kirche ruft. Der Altar strahlte im Blumenschmuck und Kerzenschimmer. In der Mitte saß der hochwürdigste Herr Bischof Gogarty; vor ihm knieten, demütig das Haupt in seinen Schoß geneigt, die ersten zwei Theologen, welche die Tonsur erhielten. Die Erstlinge dieses Volkes am Kilimandjaro, Söhne der Wadschagga, welche vor 50 Jahren noch im wilden Heidentum lebten.

Vom Chore ertönte der prachtvolle Gesang des wohlgeschulnten Seminaristenchores, von ihrem hochw. Herrn Professor Pater Albrecht geleitet.

Es war ein herzerhebender aber zugleich wehmütiger Anblick, diese hohe, überschlanke Gestalt des hochwürdigsten Bischofs mit den marmorbleichen Zügen, dem vergeistigten Blick, der schon mehr dem Jenseits galt. War es nicht, als ob schon himmlische Lichtstrahlen um sein edles Haupt mit der silberweißen Mitra einen Heiligenschein gewoben hätten? War es nicht zum letzten Male, daß die bebende Stimme des heiligmäßigen Dulders durch die große Kilema-Kirche hallte? — Zum letzten Male, daß der Oberhirte mit zitternder Stimme zu seinen Schäflein sprach und sie segnete. Wie mochte er dankbaren Herzens gebetet haben, als er das viele andächtige Christenvolk in Kilema so vor sich sah?

„O Aufgang, Glanz des ewigen Lichtes und Sonne der Gerechtigkeit, komme und erleuchte die, welche noch in Finsternis und Todesschatten sitzen!“ —

Nun ist ja das Licht längst rings um den Kibo aufgegangen in der so reich gesegneten Mission Kilema, denn gleichzeitig wurde auch das 50jährige, goldene Jubiläum des hochwürdigsten Herrn Superior und Gründers von Kilema, Pater August Gommenginger, gefeiert. Auch seine hochehrwürdige Gestalt, kerzengrade, im schneeweißen Haar, war dabei, und der Kerzenschimmer und Lichterglanz umspielte sein Haupt.



Letzte Aufnahme des hochw. Herrn Bischofs Gogarty am 15. September 1931. Rechts hochw. Herr Pater Superior und Gründer von Kilema feierte sein goldenes Jubiläum; links der gute Großonkel hochw. Herr Pater Rohmer, ebenfalls schon 50 Jahre in Afrika. Dahinter zwei erste Theologen Johannes und Alfons.

Die Kilema-Christen hatten noch nie eine solche Feier gesehen, und sie schätzten sich glücklich, ihre Knaben und Jünglinge im Priesterchor zu Füßen ihres Bischofs zu sehen. Daß diese Feier großen Eindruck machte, war daraus zu ersehen, daß nach derselben mehrere Väter stolz ihre Knaben beim Professor des Seminars anmeldeten.

Von den Missionaren, welche für ihre jährlichen Exerzitien gekommen waren, nahm der hochwürdigste Herr Bischof Gogarty Abschied, als wäre es der letzte, und alle Angelegenheiten ordnete er aufs genaueste, denn er wollte Ende September noch die Reise nach Rom antreten und in einem Sanatorium in der Schweiz Genesung für seinen kranken Körper suchen. Am letzten Sonntag im September läuteten die Abschiedsglocken, und Anfang Oktober schiffte sich der treue Oberhirte in Begleitung des hochwürdigen Paters Simon und unserer Provinzialin Mutter Ubalda in Tanga ein. Ganz Kilema war in wehmütiger Stimmung, vertraute jedoch auf den Beistand und die Fürbitte der Rosenkranzkönigin. Alle hofften, daß der treue Hirt eine glückliche Reise habe und die erwünschte Genesung finde. Aber plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam die Todesnachricht von dem Ableben

des hochwürdigsten Herrn Bischofs Gogarty, welcher am 10. Dezember in dem Sanatorium in der Schweiz unerwartet schnell ins Jenseits hinübergegangen ist. Die Bestürzung über diese Nachricht war allgemein. Der hochw. Herr Bischof hatte sein Leiden heroisch getragen, und früh vollendet, viel geleistet. Das Christenvolk betet fleißig für seinen Oberhirten, und es scheint, als wäre die Mitra auf der schwarzen Totenbahre von den Lichtstrahlen der Kerzen wie mit einem Heiligenschein umflossen.

Geliebte, wenn mein Geist geschieden,  
So weint mir keine Träne nach,  
Denn wo ich weile, dort ist Frieden,  
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag!

3

## Mädchenschule in Kiboscho

Von Schw. M. Gertraud

**M**anches hat in den letzten Jahren der mit ewigem Schnee gekrönte Kilimandjaro oder „Kibo“, wie der Volksmund ihn kurz nennt, von sich reden gemacht. Kühne Flieger versuchten zum ersten Male ihn zu überfliegen und seine Geheimnisse vor der Welt zu enthüllen. Die Geheimnisse des Berges! Eine lohnenswerte Arbeit. — Ist es nicht auch lohnend und begehrenswert, die Geheimnisse der Menschen, die seine Abhänge bewohnen, zu erforschen und zu enthüllen?

Am südlichen Abhange des Kilimandjaro dehnt sich die seit mehr als 40 Jahren bestehende Missionsstation „Kiboscho“ aus, die zweitgrößte katholische Mission im nördlichen Tanganyka-Territory. Vierzig Jahre Missionsarbeit! Nur wer selbst im Missionsleben gestanden, weiß, was diese Worte bergen: eine Unmenge von Gebet und Opfern, Mühe und Arbeit, beständiger Kampf mit den Mächten der Finsternis; denn wer läßt sich gern die Herrschaft rauben! Und sie haben hier geherrscht seit Jahrtausenden und haben die Menschen bis unter das Tier erniedrigt, bis sie — ihnen sklavisch untertan — das Verbotene für erlaubt und das Gute für Schwäche und Dummheit betrachteten. „Den niedrigsten Trieben folgen“ wurde Losungswort. Arme Heidenseelen!

Doch niemand im Heidentum ist ärmer als das Kind, der Kranke und die Frau. Wie manches Kind wird vom unbarmherzigen Vater mit grausamer Hand getötet oder den wilden Tieren preisgegeben, weil es mit irgendeinem Gebrechen behaftet zur Welt kam — darum weist das Heidentum keine Krüppel auf. Wieviele siechen als Opfer der Sünde oder der Dummheit ihrer Eltern dahin in langen, stumpfsinnig er-

tragenen Krankheiten. Man sucht ja in etwa den Kranken zu helfen, so wie ein verfinsteter Verstand es eingibt. Man schneidet seinen Körper mit scharfen Messern, um das schlechte Blut oder „den bösen Geist“, der in ihn gefahren ist, herauszutreiben und macht aus den Kranken so etwas wie einen Märtyrer; oder man bringt ihn zum „Mganga“, Zauberdoktor, damit er seine Kunst und Heilmittel an ihm versuche, der in echt menschlichem Egoismus natürlich zuerst an seine eigene Tasche denkt. Wenn all dieses jedoch dem Kranken nicht hilft, überläßt man ihn in stummem Fatalismus seinem Schicksal, gegen das anzukämpfen doch vergebens ist.

Wie bedauernswert ist erst die Frau im Heidentum. Angesehen als ein Wesen ohne Seele, bar jeden Denkens und Willens, ist sie geboren zur Arbeit, gar zu oft nur der brutalen Willkür des Mannes preisgegeben, der sie kauft, wie man ein Stück Vieh kauft — wehe dem Mädchen, das es in heidnischen Zeiten gewagt hätte, ein energisches „Nein“ entgegenzuhalten — um sie eventuell beiseite zu werfen, wenn er ihrer überdrüssig geworden.

Konnten solche jahrhundertlange, alte Sitten etwas anderes erzeugen, als willenlose, schlaffe Frauen, die stets nur am Boden lagen, ohne je wieder Lust noch Kraft zu finden, sich zu erheben?

Da brach auch für Kiboscho und das umliegende Land der Tag der Erlösung aus erstickendem, erniedrigendem Heidentum an: Die ersten Missionare betraten den Boden. Die milde Sonne des Christentums beleuchtete die im Heidentum erstarrten Seelen der Menschen; das Licht der Gnade erleuchtete den Verstand so mancher, die doch „guten Willens“ gewesen, nur im Dunkel der Nacht den rechten Weg nicht hatten finden können. Die Kraft der Gnade machte Mut, mit jahrtausendalten Gebräuchen zu brechen und der neuen lichten Lehre des Gotteskinds sich anzuschließen.

Getreu ihrem Namen als „katholische Kirche“ nahm sie sich als rechte Mutter vor allem der Ärmsten an: des Kindes, des Kranken und der Frau.

Des Kindes: Jetzt wurde den Eltern das geheiligte Recht eines jeden Kindes auf sein Leben und auf eine Erziehung, die es zu einem rechten Glied des menschlichen Organismus machen soll, erklärt. Mit welchem Staunen hörten sie zu! Der Kindesmord nahm ab, und es erstanden allerorts Schulen.

Die Pflicht, die Kranken zu pflegen, wurde ihnen deutlich ausgelegt. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.“ Apotheken und Krankenhäuser halfen die Not und das Leiden der Kranken lindern.

Die Frau! Sie wurde als gleichwertiges Wesen neben den

Mann gestellt, eine Seele besitzend, fähig des Denkens und des Wollens, geschaffen ebenso zur Verherrlichung Gottes und zur Teilnahme an seiner ewigen Herrlichkeit und Schönheit, wie der Mann.

Ja, in weiser Fürsorge suchte die Kirche besonders die kleinen Mädchen an sich zu ziehen, um sie an dem Unterricht und der Erziehung der Knaben teilnehmen zu lassen, die selbst heidnische Eltern nur den Knaben mit Freuden gewährt hatten. Die Kirche weiß, daß ein großer Teil der Arbeit schon getan sein mußte, ehe das Kind fähig wird, dem öffentlichen Unterricht zu folgen. Erst dann kann das Christentum mehr Eingang in den Herzen der nächsten Generation finden. Es ist



Schwester M. Gertrud mit ihren Zöglingen in Riboscho.

die Mutter, welche die erste Aussaat des Christentums in das Herz des Kindes legen muß.

Sie lehrte dich den frommen Spruch,  
Sie lehrte dich zuerst das Reden,  
Sie faltete die Hände dein  
Und lehrte dich zum Vater beten!  
Sie lenkte deinen Kindessinn,  
Sie wachte über deine Jugend;  
Der Mutter danke es allein,  
Wenn du noch gehst den Pfad der Tugend!

Die ersten Eindrücke haften fest im Herzen des Kindes; sie können später verwischt werden, für eine Zeitlang gar vergessen scheinen, aber ausgelöscht werden sie wohl nie. Wieviele haben nach langen Irrfahrten wieder den rechten Weg ge-

funden, weil eine gute Mutter einstens auf ihrem Schoße dem kleinen Kind den Weg zum himmlischen Vater gewiesen hatte.

Soll aber eine Mutter diese ihre so wichtige Erziehungsarbeit wenigstens einigermaßen leisten können, so muß sie selbst erst erzogen und herangebildet worden sein. Darum begünstigt die Kirche so sehr die Entstehung von Mädchenschulen und Mädchenpensionaten.

Seit einigen Jahren besteht eine solche Art Mädchenpensionat — freilich nicht im modernen Sinne —. Es hat mittlerweile in Riboscho auch Anerkennung seitens der Regierung gefunden. Aus kleinen, fast entmutigenden Anfängen hervorgewachsen, beträgt die Anzahl der Kinder jetzt zirka 50, zu denen sich noch etwa 50 Mädchen des Dorfes als Tages Schülerinnen gesellen. Allerdings sind diese Zahlen für Europa erstaunlich klein; wer jedoch die Schwierigkeiten afrikanischer Verhältnisse kennt: die Abneigung selbst christlicher Eltern gegen die Mädchenerziehung, der Stumpfsinn und die Willenlosigkeit des eingeborenen Mädchens —, der nennt diese Zahlen schon einen kleinen Erfolg.

Vielleicht interessiert es manchen Leser, manche Leserin, ein Weniges über das Leben und Treiben dieser 50 im Pensionat versammelten Mädchen zu erfahren.

Wie beigefügtes Bild zeigt, finden Mädchen im Alter von 6 bis 16 und mehr Jahren Aufnahme. Manche wurden von ihren Eltern gebracht, die mit saurer Mühe und vielem Fleiß langsam für die neue Sache gewonnen worden waren. Andere sind auf rauhen und harten Wegen hierhergekommen: arme Waise oder Halbwaise, um die sich niemand gekümmert, Heiden, die dem väterlichen Kraal entliefen, um dem Zug der Gnade folgen zu können in den Schoß der katholischen Kirche. Mitunter geschieht es dann auch, daß ein solches Kind, das sich schon geborgen fühlt hinter schützenden Missionsmauern, von seiner heidnischen Familie wieder geraubt wird.

Bei ihrer Ankunft erhalten die Schülerinnen eine einheitliche Kleidung: ein weißes Kattunkleid mit hellblauem Besatz und eine ebensolche Mütze mit dem Abzeichen der Schule „A M“ (Ave Maria), die von den älteren Schülerinnen angefertigt werden. An Sonntagen ist es erlaubt, eigene Kleidung zu tragen; doch kommen die meisten ohne „Zubehör“.

Dreimal am Tage versammeln sie sich zur gemeinsamen Mahlzeit auf ihrer „Baraza“ (Terrasse). Das Essen muß von den größeren Mädchen selbst zubereitet werden, und es besteht entweder aus einem festen Maisbrei, in welchen an Festtagen saure Milch hineingegossen wird, aus einer Art Suppe, „Ribulu“, aus Bananen und Bohnen oder aus einer der vielen Arten von einheimischen Kartoffeln. Als Zugabe gibt es Tomatensoße, Gemüse usw. und an Festtagen Fleisch. Daß diese

Kost eine gesunde ist, kann jeder feststellen, der die Kinder bei der Ankunft und beim Weggang beobachtet.

Der Unterricht der Kinder erstreckt sich auf alle Fächer der Volksschule und des Haushaltes. Am Vormittag sind sie in ihren einzelnen Schulräumen versammelt, vereinigt mit den Tageschülerinnen, um nach einem von der Regierung festgelegten Lehrplan unterrichtet zu werden. Die Schule umfaßt sieben aufsteigende Klassen und entspricht unsern europäischen Volks-, zum Teil Mittelschulen. Nach Absolvierung der Schule und einiger praktischen Arbeiten im Unterrichten wird das Mädchen von der Regierung als Lehrerin für Dorfschulen anerkannt.

Die übrige Zeit des Tages dient zur Erlernung aller Arten von Hausarbeit, wie Nähen, Waschen, Bügeln, Kochen, Garten- und Feldarbeit, Vieh- und Geflügelzucht.

Ein großer Teil des Unterrichtes beschäftigt sich naturgemäß mit Gesundheitslehre und Kinderpflege, sowohl theoretisch wie praktisch, um die künftige Mutter für ihre Berufsarbeit fähig zu machen, denn nachweislich stirbt ein erschreckend hoher Prozentsatz der Kinder im ersten Lebensjahr in Folge der Dummheit und Unsauberkeit der Mutter. Ordnung und Reinlichkeit sind eben Worte, die der Neger in seinem Sprachschatz nicht aufzuweisen hat, und es kostet unendliche Mühe und Geduld und viel Zeit, um die großen und kleinen Kinder allmählich daran zu gewöhnen.

Weite Arbeitsfelder tun sich auf hier im fernen, dunklen Afrika auf allen Gebieten; aber leider muß Vieles brach und un bebaut liegen bleiben, weil es an den notwendigen Arbeitskräften fehlt. Welch ein Gegensatz! Hier eine Unmenge von Arbeit und wenige Kräfte, dort erschreckend traurige Arbeitslosigkeit. Ob nicht in etwa wenigstens ein Ausgleich mög lich wäre? Kann es ein schöneres Leben geben, als ein Leben für Gott im Dienste der Ausbreitung seines Reiches? Aber wenn du nicht willst oder kannst, eines kannst du immer, lieber Leser, liebe Leserin! Du kannst helfen durch dein Gebet, daß Gottes Gnade auch dem armen, verachteten Afrikaner reicheres Licht bringe auf seinem oft so düsteren Lebensweg, hin zu Gott!

△

Willst du, eignen Schmerz zu tragen,  
Dir die Seele kräftigen,  
Lerne mit der Menschheit Fragen  
Edel dich beschäftigen.  
Wie die Seele sich erweitert,  
Wird dein Leben auch erheitert.

**S** In einem Städtchen am Fuße der Pyrenäen lebte ein gelehrter und braver Arzt, den man den Doktor Fabas nannte. — Zu ihm kam eines Tages ein Mann, der am Beine eine Schußwunde hatte; die schon veraltete Eiterung bot einen ganz sonderbaren, schrecklichen Anblick. Umsonst bot der Arzt alle Mittel seiner Kunst auf, um die Wunde zu heilen. Eines Tages sagte ihm der Kranke: „Doktor, lassen wir es jetzt, geben Sie sich keine weitere Mühe; ich werd' doch daran sterben.“

„In der That,“ antwortete der Arzt, „das ist eine ganz außergewöhnliche Erscheinung. Nie hab' ich so was gesehen, obschon ich bereits alt bin und genug merkwürdige Krankheitsfälle unter Händen gehabt habe.“ Und zum zwanzigsten Male fragte er den Kranken: „Wo haben Sie denn diese Wunde erhalten?“

„In Spanien,“ erwiderte er, „wie ich Ihnen schon so oft gesagt habe, aber ich hab Ihnen noch nicht gesagt, warum ich nicht gesund werde, das sollen Sie denn endlich auch wissen.“

Ich war 20 Jahre alt,“ fuhr er mit stockender Stimme fort, „als ich bei einem Armeekorps eintreten mußte; das der Konvent nach Spanien sandte.“

Wir reisten unser drei aus unserm Orte, Thomas, Franz und ich. Wir hatten natürlich die Ideen jener Zeit; wir waren ungläubig oder vielmehr gottlos und zogen dahin wie drei schlechte Kerle, die sich eine Ehre daraus machen, der Mode zu huldigen. Rasch hatten wir unsere heitere Reise beendet. Bald waren wir schon am Ziele, als wir, durch ein Gebirgsdorf ziehend, am Portal der Kirche ein Madonnenbild erblickten. Es genoß eine so hohe Verehrung, daß es trotz der Revolution unverstümmelt auf seinem Piedestal stehen geblieben war. Einer von uns kam auf den unglücklichen Einfall, diese Statue zu verhöhnen, um dem Aberglauben der Bauern eins zu versetzen. Wir hatten unsere Gewehre bei uns. Thomas machte daher den Vorschlag, auf die Statue zu schießen. Franz billigte unter lautem Lachen diesen Vorschlag; zaghaft und fürchtend, weniger kühn als meine Kameraden zu erscheinen, suchte ich sie von ihrem Plane abzubringen, der mir im Herzen zuwider war. Ich dachte an meine Mutter; aber man lachte mich aus. Thomas lud sein Gewehr und schoß. Die Kugel traf das Bild auf die Stirne. Dann zielte Franz und traf die Brust. „Nun“, sagten sie zu mir, „jetzt bist Du dran!“ Ich wagte nicht, nein' zu sagen. Mit Zittern legte ich an, unwillkürlich schloß ich die Augen, schoß und traf das Bild . . . — „Am Beine?“ fragte der Arzt. — „Ja, am Beine, unter dem Knie, gerade da, wo ich die Wunde habe. Sie sehen nun wohl, daß ich nicht geheilt werden kann.“ — Nach dieser Heldentat schickten wir uns an,

unfern Marsch fortzusetzen. Eine alte Frau, die uns gesehen, rief uns nach: ‚Zieht nur in den Krieg, was Ihr getan, wird euch schon heimkommen!‘ — Thomas drohte ihr. Ich war ärgerlich über unser Tun; auch Franz wollte nicht mehr froh werden. Wir hinderten Thomas, an der alten Frau seinen Mut zu kühlen, und unter Gezänke beendeten wir unsere Tagesreise.

Am Abend langten wir beim Regimente an, und einige Tage später stießen wir auf den Feind. Ich muß gestehen, mit Angst ging ich ins Feuer, und an das Madonnenbild dachte ich häufiger, als mir lieb war. Übrigens ging alles gut; wir waren bedeutend im Vorteil. Thomas sogar zeichnete sich aus. Die Schlacht war zu Ende, der Feind im Rückzug begriffen, und der Oberst gab eben den Befehl, die Verfolgung einzustellen, als von einem Felsen herab ein Flintenschuß krachte: Thomas drehte sich ein paarmal rund und fiel mit dem Gesicht platt auf die Erde. Franz und ich sprangen herbei, um ihn aufzurichten; er war tot. Die Kugel war mitten auf der Stirne zwischen beiden Augen eingedrungen, gerade auf der Stelle, wo seine Kugel einige Tage vorher die Statue getroffen. Franz und ich sehen uns an, ohne ein Wort zu sagen, aber bleicher wie der Tod. Im Lager waren ich und Franz in einem Zelte; er konnte nicht schlafen. Ich wartete, bis er sprechen würde, um ihm zu raten, ein Gebet zu verrichten, aber er beobachtete ein tiefes Stillschweigen, und ich wagte nicht, das Gespräch auf Dinge zu bringen, die uns beide wach hielten.

Des andern Morgens machte der Feind einen erneuten und verstärkten Angriff. Als die Schlacht anfang, drückte Franz mir die Hand und sagte: ‚Heute ist die Reihe an mir; Du hast zum Glücke schlecht gezielt.‘ Der Unglückliche hatte sich nicht getäuscht. Diesmal wurden wir zurückgeschlagen; wir kämpften lange. Franz war, wie ich, noch unverwundet, aber eitle Hoffnung! Aus einem Graben schoß ein zum Tod verwundeter Spanier noch sein Gewehr ab und, Franz fiel mit durchschossener Brust. Ach, lieber Doktor, welch ein Tod! Als er zur Erde fiel, wünschte er noch einen Priester. Die Umstehenden antworteten mit Achselzucken. Er starb und blieb auf dem Wege liegen. Nun war ich überzeugt, daß auch ich bald getroffen würde, und ich beschloß, meine verruchte Tat dem ersten Priester zu beichten, den ich finden würde. Zum Unglücke fand ich keinen. Da übrigens mehrere Kriegsereignisse ohne Mißgeschick für mich vorübergegangen waren, ließ allmählich meine Angst nach, und damit schwand auch mein guter Vorsatz. Als wir nach Frankreich heimkehrten, war ich Gefreiter geworden, und ich dachte nicht mehr an Sünde, noch Buße, noch Strafe. Doch alles kam mir wieder ins Gedächtnis, als wir eines Tages an der Statue vorbeimarschierten. Durch einen unerklärlichen Zufall entlud sich in unsern Reihen ein Gewehr und

traf mich dort, wo ich die Wunde habe. So ging die Weis-  
sagung der alten Frau in Erfüllung; die uns nach unserer  
Schandtath — ich meine, ich hörte sie noch — zurief: ‚Zieht nur  
in den Krieg, was ihr gethan, wird euch heimkommen!‘ Meine  
beiden Kameraden waren tot, ich kam verwundet zurück. Die  
Wunde schien übrigens gar nicht gefährlich. Der Chirurg  
versicherte mir, nach einigen Tagen im Lazarett würde ich  
schon geheilt sein. Ich glaubte es selbst nicht. Wie groß aber war  
sein Erstaunen, als er in der Öffnung diese unvertilgbaren Würmer  
entstehen sah, die auch Ihrer ganzen Wissenschaft Troß bieten.

Zwanzig Jahre schon hab' ich diese Wunde; alle Heilmittel  
hab ich versucht, aber keines wollte helfen. Zwar bitte ich Gott  
immer um meine Gesundheit und hoffe auf seine Barmherzig-  
keit, aber doch darf ich mich nicht beklagen und tue es auch nicht.  
Diese Wunde war die Arznei für viele Seelen und zumal für  
die meinige. Ich weiß, wenn ich so sterbe, wie es sein muß,  
d. h. als reuiger Christ, daß ich dies nur meiner schrecklichen  
Wunde zuschreiben kann. Dann werde ich mich freuen, gehinkt  
zu haben; wenn ich auch an meiner Heilung zweifle, so  
zweifle ich doch nicht an Gottes Barmherzigkeit, und fest hoffe  
ich, zu sterben in der Gnade Gottes durch die Fürbitte der-  
jenigen, die ich beleidigt habe.“

### **Steh' fest!**

Ein schlechter Christ, der wankt  
Dem Schiffe gleich, das schwankt  
Im Sumpf am stillen See;  
Wer gleich der Blum' sich leicht  
Auf schwankem Stengel neigt,  
Wann leises Lüftchen streicht  
Durch grünen Wiesenklee!

Steh', wie der starke Turm,  
Der stolz im schwersten Sturm  
Den Helm hebt himmelan!  
Steh' gleich der Eiche fest:  
Wohl schüttelt sie die Äst',  
Doch nimmer rütteln läßt  
Der Stamm sich vom Orkan!

Steh' fest im Christentum,  
Such deinen Erdenruhm  
In fromm erfüllter Pflicht!  
Den starken Glaubensheld,  
Der nicht in Zweifel fällt  
Und Gott im Herzen hält,  
Besiegt der Satan nicht!

38

Steh' fest im Gottvertrau'n!  
Die betend auf ihn bau'n,  
Erdrückt kein Mißgeschick;  
Er gibt dein täglich Brot,  
Er hilft aus jeder Not  
Und schenkt dir nach dem Tod  
Das ew'ge Himmelsglück!

Steh' fest in heil'ger Lieb'!  
Denn unertwidert blieb  
Nie heil'ger Liebe Glüh'n;  
Schickt Gott auch Leid u. Schmerz,  
Dich liebet stets sein Herz:  
Und er will himmelwärts  
Aus Vaterherz dich zieh'n!

Steh' fest, mein lieber Christ;  
Denn wer beharrlich ist,  
Erringt des Sieges Kron';  
Steh' fest zu jeder Zeit,  
Zum Guten stets bereit,  
Steh' fest im letzten Streit:  
Und groß ist sich'rer Lohn!

## Verschiedenes aus den Missionen

### St. Josephs Convent, Zanzibar

Von Schw. M. Hermenegildis

**A**m 21. Juni 1931 wurde auf einer Außenstation, die dem heiligen Antonius geweiht ist, dessen Fest feierlich begangen. Wir fuhren morgens etwas nach 5 Uhr mit einem vollgepackten Auto vom Konvent ab; die zwei Lehrerinnen, die in der Stadt bleiben mußten, um die Schulkinder in der Kirche zu beaufsichtigen, sandte ich zum Schiff, um Schwester Annuntiata, die aus Europa kam, abzuholen. Uns folgte Auto auf Auto, beladen mit Soanesen, die alle zum Fest fuhren. Nach einstündiger Fahrt kamen wir im St.-Antonius-Viertel an. Überrascht waren wir beim netten Anblick desselben. Die Eingeborenen hatten sich wirklich alle sehr angestrengt, und es war ihnen gelungen, Kirche und Kirchplatz sauber und wirklich schön geschmückt anbieten zu können. Wir hatten alle Freude. Der hochwürdige Pater Superior ging sofort in den Beichtstuhl, d. h. er setzte sich auf einen Stuhl in dem an die Kirche angebauten Zimmer, und die Leute standen in der Kirche an der offenen Türe und hielten sich die Ohren zu auf eine Weise, die uns immer zum Lachen reizte. Die Ohrmuscheln wurden einfach unbarmherzig zusammengekrümpelt und feste gedrückt. Wir Schwestern deckten und richteten den Altar usw. Um 8 Uhr war ein ganz der Mission entsprechendes feierliches Hochamt. O es war so schön! Daran anschließend wurde die Sakramentsprozession gehalten. Der Heiland wandelte durch die Palmen-Alleen, die noch von den Eingeborenen mit hübsch geflochtenen Palmblättern verziert waren. Nach der Prozession war feierlicher Segen. Nun machten wir uns an das Abräumen und Einpacken. Da kamen aber die Christen angestürmt: „Nein, Ihr müßt hier bleiben zum Mittagessen und dürft vor heute abend nicht zurück.“

Leider konnten wir nicht darauf eingehen. — Die schwarzen Krausköpfe bekamen ein Stück Brot und eine Hand voll Datteln; wir nahmen ebenfalls schnell ein Frühstück zu uns und fuhren zurück zum Konvent, wo Schwester M. Annuntiata als neuangekommene Missionarin auf uns wartete.

### Aus Driefontein in Rhodesia

Von Schw. M. Vera

War das eine Freude, als die beiden Schwestern Epiphania und Theresiana von Salisbury zurückkamen. Da wollte das Fragen und Erzählen kein Ende nehmen. Ja, eine Bischofsweihe haben nicht viele daheim gesehen, und nun hier in Afrika und dazu noch in Rhodesia, wo es überhaupt noch nie einen Bischof gegeben hat, da war das ein besonderes Ereignis.

Wie war die Kathedrale geziert? Fast ausschließlich mit den herrlichen afrikanischen Lilien, deren blendendes Weiß, mit zartem Grün umrankt, sich wundersam verschmolzen haben muß mit den reinen edlen Formen des gotischen Stils, in dem sie erbaut ist. Und dann die vielen, vielen Menschen, von denen nur ein kleiner Bruchteil im Gotteshause Platz fand; die Ergriffenheit und Spannung, mit welcher alle den drei Stunden währenden sinnreichen Zeremonien folgten, der herrliche Gesang, das Orgelgebräus, das man hierzulande so selten hört! Man kann sich leicht vorstellen, welche Arbeit das Fest mit sich brachte, und der Löwenanteil dieser Arbeit fiel natürlich den Schwestern zu, den ehrwürdigen Dominikanerinnen, die nicht weit von der Kathedrale ihr Mutterhaus haben. Bei diesen waren unsere Schwestern auch einquartiert. Diese gingen in die Kathedrale und dann in die Stadt, um ja nicht im Wege zu sein. Natürlich kannten sie sich nirgendwo aus und fühlten sich wie verlorene Schafe — bis dann bald der gute hochwürdige Pater Ketterer, der uns schon zweimal Exerzitien gab, daherkam. Die Schwestern sehen — und ihnen mit gewinnender Freundlichkeit die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen, war eins.

So kamen sie denn auch nach Hartmannshill, wo die hochwürdigen Jesuiten das Kolleg „St. Georges“ haben. Dieses Kolleg ist wohl das imposanteste Gebäude der ganzen Stadt, mit gotischen Zinnen und Erkern und steht an Lage und Bauart dem stolzesten Ritterschloß des Mittelalters kaum nach. Der Hügel, auf dem es erbaut ist, verdankt seinen Namen dem hochwürdigen Jesuitenpater Hartmann (Tiroler), einem der ersten Missionarpioniere, der bei der weißen und schwarzen und besonders bei der englischen Regierung sehr beliebt war. Dem Wirken dieser Pioniere ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die katholische Kirche in Rhodesia in so hohem Ansehen steht und immer neue Anhänger gewinnt.

Doch nun zurück zu unsern Schwestern. Auf die Bitte von Pater Ketterer war einer der Brüder gleich bereit, sie nach Chishawasha zu bringen. Das ist eine der ältesten Missionsstationen und nur wenige Meilen von der Stadt entfernt. Die dort wohnenden Dominikanerinnen nahmen sie freundlich auf und führten sie ins Sprechzimmer. Doch welche Überraschung! Da saßen die hochw. Herren Bischöfe, im ganzen waren es etwas über 20. Da fühlten die armen Schwestern sich doch etwas beklommen.

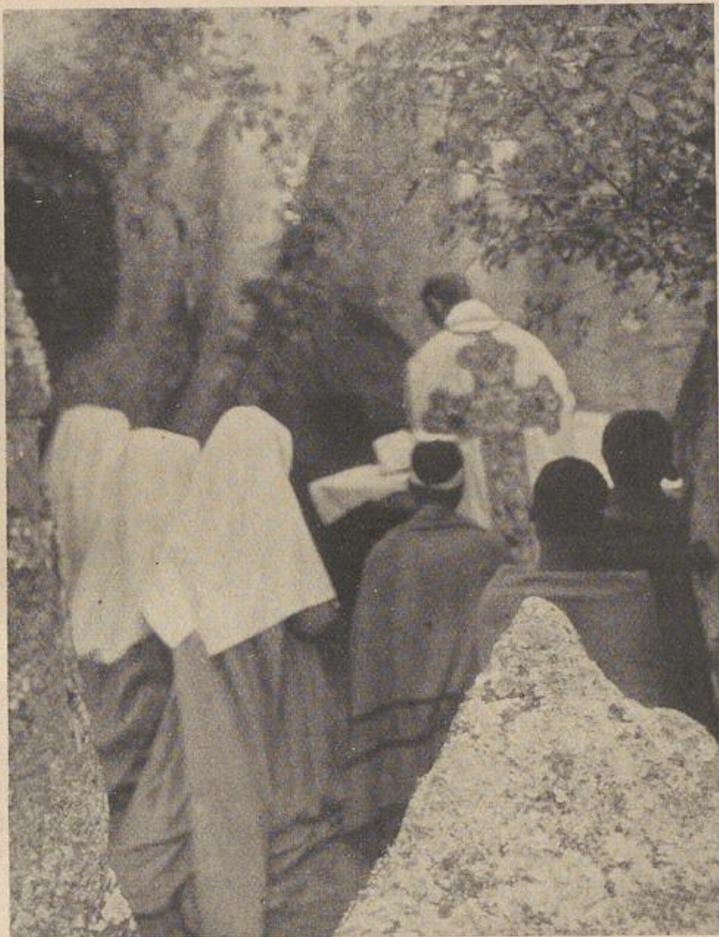
„Ah, da kommen die roten Schwestern“, sagte einer der Herren, und ein anderer: „Da kommt ja Mariannahill.“ Die Schwestern atmeten etwas auf. Nun steht einer auf und kommt ganz freundschaftlich auf uns zu.

„Ich bin ein Deutscher, wo kommen Sie denn her?“

„Von Mayen.“

„Von Mayen? Da kennen Sie ja auch — —“, er nennt ein winziges Dörflein in der Nähe. „Ja, und da ist noch ein Deutscher und dort noch einer und da noch einer.“

Und dann hebt eine solch urgemütliche Unterhaltung in Deutsch an, daß der letzte Rest von Scheu vergeht, wie der



**Pater Colliges S. J., Superior der Missionsstation Driefontein  
liest in einer Felsenkluft die heilige Messe.**

Herr Alois Böser aus Nordkirchen besuchte seine Schwester in Rhodesia  
und erfreute uns durch die Zusendung obenstehender Aufnahme.

Nebel vor der Sonne; und Schwester Theresiana flüstert Schwester Epiphana zu: „Wenn das aber so geht, dann wäre ich ja nicht bang, mit dem Heiligen Vater selber zu sprechen.“

„Ja,“ sagt Schwester Epiphana, „die Bischöfe schwören nicht umsonst bei der Weihe, daß sie ein wahres Vaterherz für alle Menschen haben wollen. Das haben sie auch wirklich!“

Und da sitzen die andern hohen englischen Herren da-

bei, sichtlich interessiert und erfreut der Unterhaltung zuhörend, von der sie kein Wort verstehen. Ist das nicht schön? Ja, das ist auch nur möglich in der katholischen Kirche, die alle Menschen als Brüder betrachtet und das zarte Band der Vaterlandsliebe, weit entfernt es zu zerstören, vertieft und veredelt.

(Schluß folgt.)

5

## Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

Fortsetzung.

„Ost-Afrika ist mein Heimatland; zu Füßen des Pare-Gebirges bin ich geboren und verlebte meine erste Kindheit glücklich mit meinen guten Eltern und Geschwistern. Ja, wir waren reich an Viehherden, und tüchtige junge Frauen besaß unser Stamm. Das reizte unsere Feinde, die Araber, welche immer von Zeit zu Zeit ins Land kamen und sich die Besten und Hoffnungsvollsten stahlen, an die Ketten banden und in die Sklaverei trieben. Viele der Suaheli flohen vor den Sklaventräubern hoch, ganz hoch hinauf ins Pare-Gebirge, wo es den Händlern zu beschwerlich wurde, hinauf zu kommen; aber die Felder mußten wir doch unten haben, und wir arbeiteten unter Angst und Schrecken. Eines Tages war ich mit meinen Brüdern und Schwestern auch auf dem Felde, und als wir gerade heim, hinauf ins Hochgebirge wollten, kamen mehrere Araber, fesselten uns und trieben uns in der Nacht noch weg. Ich war noch ein Knabe und bekam deshalb nicht die schweren Ketten an, sondern wurde nur mit einem Stricke gefesselt; aber ein Araber schnitt mir das eine Ohr in drei Stücke, zum Zeichen, daß ich ein Sklave sei.

O Herr, wie weinten meine Schwestern, als sie mich, ihren jüngsten Bruder, sehen mußten, wie ich so geheßt hinterher lief, denn obwohl ich keine drückenden Ketten an den Füßen hatte, so war ich doch schon kaum mehr imstande, dem Zuge nachzukommen. In der Nähe des Tipe-See, am Fuße des Paragebirges, wurde in der Nacht haltgemacht. Ach, es war ja noch gar nicht so weit von unserer teuren Heimat, der wir so grausam entrissen wurden. Ich kannte mich sehr gut aus und sann bereits auf Flucht. Die Araber machten sich Feuer und schienen etwas ruhen zu wollen. Nun begann ich mit meinen scharfen Zähnen die Fesseln aufzubeißen; es gelang mir ganz schnell, schneller, als ich dachte. Ich wußte einen Zufluchtsort, einen wohl verborgenen; aber wie sollte ich da ungesehen hinüber kommen, über den Tipe-See? — Es blieb mir nur ein Weg — über den tiefen, tiefen, stillen See zu schwimmen, aber ach, ich wußte, wieviele Krokodile sich in demselben befanden.

„Bwana, Herr, ich war kaum 14 Jahre alt, aber schon groß und stark, ein tüchtiger Schwimmer. War es schließlich nicht einerlei, ob ich in den Rachen eines Krokodils oder in die grausamen Hände dieser Araber, in lebenslängliche Sklaverei kam.

War es nicht besser, daß mich ein Krokodil oder Flußpferd tötete? Ich überlegte nicht lange, warf mich in den nachtschwarzen See und schwamm mit Todesverachtung hinüber.

Ich kannte eine Stelle, wo ich oft zu fischen pflegte und meine Fische einem edlen Menschenfreund anbot. Ich wußte, wenn ich auch mitten in der Nacht an sein vergittertes Fenster klopfte, er wird mich einlassen, denn er war ja ein Freund aller Verlassenen und Unglücklichen. — Schauerlich war diese Nacht: das gräßliche Geschrei und Geheul der Raubtiere, die hier in dieser ganz einsamen Wildnis einander anfallen und aufessen. Vom nahen Walde herüber schrie und heulte es bald in lang gezogenen Tönen, bald in kurzen, scharfen Stößen; ich hörte das gräßliche Lachen der Hyäne, das heisere Gekläffe des Schakals, dann wieder das Gekreisch aufgeschreckter Affen und Papageien, und von weitem her tönte es wie hohe Trompetentöne von den Elefanten, die durch den Wald brachen, um an den See zur Tränke zu trotteln. Und nicht zuletzt kam ein fürchterlicher Grundton, das dumpfe drohende Rollen der Löwenstimme. In Ost-Afrika gibt's ja viel mehr wilde Tiere als hier in Süd-Afrika.

Aber ein guter Geist hatte mich wunderbar beschützt; ich kam glücklich durch all diese schrecklichen Gefahren und wanderte dann den schmalen Fußpfad entlang, welcher mich zu einem Blockhäuschen führte, das ganz versteckt mitten in der Wildnis, dicht an einen Felsen gebaut war. Wie jubelte mein Herz, als ich schon von weitem ein schwaches Lichtlein aus dem winzigen Gitterfensterchen schimmern sah. Leise klopfte ich an, um den lieben „Rafiki ya Mungu“ (Freund Gottes) nicht zu sehr zu erschrecken. Er nahte sich dem Fensterchen und leuchtete mir in mein sehr verstörtes Gesicht, erkannte gleich seinen Fischerknaben und ließ mich ein.

„Gentlemen, bwana! Könnt Ihr verstehen, wie ich mich ihm weinend zu Füßen warf, ihm stoßweise mitteilte, daß ich ein eingefangener Sklave bin? Ich zeigte ihm den dreifachen Ohrenschnitt, sagte ihm, daß ich in finsterner Nacht entflohen und über den breiten Tipe-See geschwommen sei, um zu ihm meine Zuflucht zu nehmen, — zu ihm, dem weisen Europäer, der die Sterne des Firmamentes zu nennen weiß und die Tiefe der Wasser mißt, der die armen schwarzen Heiden nicht verstößt, der uns liebt, und wenn wir krank sind, wunderbar schnell heilende Medizinen gibt für unsern Körper, der unsere Seelen weise machen möchte und soviel zum Mungu betet.“

Dieses alles stieß ich in einem Atemzug heraus, dann aber sank ich ermattet um. Als ich wieder zu mir kam, hatte er mich mit Essig gewaschen und Wein auf meine Lippen geträufelt; da lag ich auf einem kitando (Bett), und er kniete vor seinem kleinen elenden Holztisch vor seinem Kreuz, daneben der harte Stein, auf dem er immer saß. Als der Rafiki ya Mungu (Freund Gottes) merkte, daß ich wach wurde, kam er wieder zu mir, setzte sich auf den Rand des Bettes und sah mich so unsäglich traurig, so voll Erbarmen, so unendlich liebevoll an, daß mir armen, gehezten Sklaven ganz wohl und getrost ums Herz wurde. Ich habe ihn noch nie so schön gesehen, so nahe über mich gebeugt; seine blauen Augen, tief wie ein See, schwammen in Tränen des Mitleids; seine feine weiße Hand — er mußte noch nie schwer gearbeitet haben — lag auf meinen von den Stricken eingeschnittenen Händen, und er schickte sich an, die Wunden und Beulen und blutigen Rize zu waschen und zu salben.“

„Bleibe fortan bei mir, Mtoto yangu (mein Kind); hier in meiner weltverborgenen Klause wirst Du sicher sein vor den Sklavenräubern, unbekannt und vergessen gleich mir, wird Dich niemand finden. Bin zwar arm, mein Knabe, aber zum Leben wirst Du haben; Wurzeln und Kräuter wachsen vor unserer Hütte; Fische liefert uns der See, und von den wilden Bienen bekommen wir den Honig. Geistige Schätze kann ich Dir bieten, und wenn Du mein gelehriger Schüler sein willst, so wirst Du und kannst Du groß werden, reich an Seele und Gemüt, — denn edel sei der Mensch, hilflos und gut!“

Simba heißest Du; bist ein tapferer Knabe, wie du jetzt bewiesen; ein guter Geist leitet Dich. Bleibe also hier; bei mir wird es Dich nicht gereuen.

Noch manches sprach er beruhigend zu mir, der gute Rafiki ya Mungu; dann aber fing ich an einzuschlafen. Im Traum muß ich noch recht unruhig gewesen sein; habe mit Löwen und Tigern gerauft und auch einige Male die Namen meiner geraubten Geschwister, besonders ‚Mana‘ (Blume), den meiner Lieblingschwester, schmerzlich ausgerufen. Als ich erwachte, saß der gute Einsiedler besorgt an meinem Bette und kühlte meine heiße Stirne. Er hatte immer seinen rauhen, wollenen Rock an, mit einem dicken Strick gebunden, und seine Kapuze etwas zurückgeschlagen, so daß ich seine welligen Haare sehen konnte, seine hohe, weiße Stirn und das sanfte, aber vergrämte bleiche Angesicht.“

Simba schwieg eine Weile und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Seine väterliche Freundschaft war wie eine stille Insel, wie ein Hort. Was soll ich noch weiter sagen?“

Ich blieb bei ihm in der stillen, verborgenen Waldklause am

Tipe-See. Er lehrte mich, erzog mich zu einem furchtlosen Jüngling, zeigte mir sein ganzes hochedles Herz, seine Weltverachtung und heilige Himmelssehnsucht. Er sagte mir, daß die Welt sehr schlecht sein kann, daß man sich vor ihr hüten müsse, um sicher stehen zu können, um nicht zu fallen. Er sagte mir, daß er nie, nie mehr in dieselbe zurückkehren wolle, daß er reich gewesen wäre, aber alles den Armen gegeben, und daß man ihn noch immer suche, daß er sich aber verbergen wolle. Er lehrte mich den heiligen Glauben kennen, las mir die Heilige Schrift vor und sagte, wenn ich genug wisse, müsse ich zum Kilimandjaro hinauf, dort sei eine katholische Mission im Entstehen, dort könnte ich getauft werden, aber erst sollte ich alles gut, sehr gut verstehen und ein heiliges Verlangen danach empfinden. Ich lernte mit Eifer alles, tat ihm auch alle Dienste, wie ein guter Sohn seinem Vater tut. Zuweilen fühlte ich wohl Heimweh zum Paregebirge, aber er ließ mich nicht gehen. Er sagte, ich würde jezt, wo ich so groß und stark geworden sei, wieder geraubt werden. Ich gehorchte meinem väterlichen Freund.

Ein treuer Freund ist ja ein starker Schutz. Wer einen solchen fand, hat einen Schatz erworben. Mit einem treuen Freunde ist nichts zu vergleichen. Wertlos ist gegen den Vorzug seiner Treue Gold und Silber. Ein treuer Freund ist Heilmittel für Leben und Unsterblichkeit zugleich. (So steht es geschrieben Sirach 6, 14—16.)"

Simba machte eine lange Pause. „Wollen wir schließen für heute, meine Herren, die Nachtlust ist kühl; sie könnte Herrn Alfons schaden. Auch ist mein Herz traurig, und möchte ich das Weitere heute nicht erzählen.“

Gedankenvoll erhoben sich die Weißen; wahrlich, solch eine gedankentiefe Erzählung hätten sie von einem Schwarzen, einem Eingeborenen Afrikas, nicht erwartet. Wie edel mußte dieser einsame Waldmensch, dieser Einsiedler, gewesen sein, der diesen Knaben geistig so hoch erhob. Wer mochte nur dieser weltverachtende Gelehrte sein, der den Ehren und dem Reichtum, der Heimat und dem Vaterland entflohen ist, der sich jahrelang einsam in einer hölzernen Blockhütte verborgen hielt? Doch Simba mahnte dringend zum Ausbruch; er sagte: „Die Nachtlust ist zu rauh und die Gegend voll von Moskiten, welche den drei weißen Herren leicht schweres Fieber bringen könnten.“ So gingen sie still, mit tiefsten Gedanken zur Ruhe.

Am tiefblauen Himmel schwamm der Mond wie eine rote, riesige Scheibe; das südliche Kreuz schimmerte in seiner leuchtenden Pracht; es herrschte tiefes Schweigen, nur in den Lüften summtun Tausende von purpurglühenden Feuerfliegen, und das afrikanische Heimchen zirpte traulich im Grase. Alles weckte in den Reisenden Erinnerung und Sehnsucht nach der Heimat.

Fortsetzung folgt.



## F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Liebe Kinder!

**H**eute wird die Kinderecke ganz klein, aber dafür bekommt ihr etwas Interessantes zu hören. Ein Farmersbube aus Morogoro schreibt mir: „Liebe Afrikatante! Du erzählst den weißen Kindern so viele schöne Geschichten. Nun wollen wir Dir auch eine erzählen, eine ganz sonderbare; ist wirklich wahr. — Vor einigen Wochen kam ein großer Löwe und holte unsern Hund und hat ihn aufgefressen. Nun denke Dir, liebe Tante, am andern Abend kam er wieder und holte unsern Teddy-Bär; den konnte er nicht fressen.

Wir wohnen ganz allein auf einem kleinen Hügel, nahe bei der schönen Mission Morogoro, wohin wir oft Sonntags zur Kirche gehen. Hier herum gibt es oft Löwen, die arg brüllen. Plötzlich, ich war schon im Zimmer, kam der Löwe auf die Veranda und holte sich unsern Hund; dieser bellte heftig und dann ging der Löwe mit ihm ins hohe Gras, und wir sahen nichts mehr von ihm. Das tat uns sehr leid. Am andern Abend, als wir schlafen gehen wollten, brannten noch überall Laternen; auch an der Verandatreppe stand eine. Unser Teddy-Bär saß allein auf der Veranda neben einem Wasserfilter; da kam der Löwe wieder, schlich die Treppe herauf, an der Laterne vorbei, direkt auf unsern Teddy-Bär zu. Er mußte an Tisch und Stühlen vorbei und faßte ihn in sein großes Maul, dann sprang er mit ihm wieder ins hohe Gras, riß dem armen Teddy-Bär den Kopf ab und zerriß ihn ganz; auffressen mochte er ihn nicht. Er muß wohl böse darüber gewesen sein, daß es kein lebender Bär war, denn unsere Mutter hörte ihn die ganze Nacht nahe beim Hause brummen und brüllen. Wir aber

haben gut geschlafen, denn Vater und Mutter lassen ihre kleinen Jungens nicht vom Löwen holen; und abends beten wir zum lieben Gott und zum heiligen Schutzengel, daß unsern lieben Eltern und uns kein Unglück geschehe. Morgens früh gab die Mutter acht, weil unsere Boys den Hügel heraufkommen, mußten an dem Löwen vorbei, und sie rief ihnen zu, schnell zu laufen, denn der ‚Simba‘ (Löwe) sei da. Die Jungens waren



mit ein paar Sägen oben. Der Löwe brummte noch arg, er war aber nicht zu sehen, und seitdem kam er nicht mehr.

Liebe Tante! Hast Du schon einmal gehört, daß der Löwe einen Teddy-Bär geholt hat?

Wir haben die Schwestern sehr gerne und grüßen Dich und die weißen Kinder draußen.

Gerard und Joseph Weber, genannt die Dickerle.“

Zum Schluß, liebe Kinder, habe ich Euch ein Bild von einem Löwen geschickt, damit Ihr das grausame Tier kennenlernt.

Solchen Gefahren seid ihr nicht ausgesetzt. Ihr könnt Euch wohl denken, daß sich die schwarzen Kinder vor einem so bösen Tier fürchten. Sie beten aber viel zum heiligen Schutzengel, damit er sie vor diesen Gefahren bewahre.

Nächstes Mal erzähle ich Euch mehr.



### **Lustige Ecke**

„Hör mal, Onkelchen,“ sagte der kleine Peter, als er eines Tages aus der Schule kam, „Du hast mir einmal eine Mark versprochen, wenn ich nicht mehr auf der letzten Bank sitze, und jetzt sitze ich nicht mehr auf der letzten.“

Onkel: „Du hast recht, mein Junge, hier hast Du eine Mark. Aber wie ging das zu, daß Du nicht mehr auf der letzten Bank sitzt?“

Peter: „Ja, sie ist weg zum Anstreicher, Onkel.“

Unmöglich! Ein schlecht gelaunter Apotheker befahl einem Lehrlingen, eine Flasche zu holen, die in einer Schublade stand. Als der Junge die Schublade herauszog, fiel die Flasche um und zerbrach. Der Apotheker kam sofort herzugelaufen. „Kannst Du nicht sehen, was in der Lade ist, ehe du sie herausziehst, Du dummer Junge.“

„Nein, das ist unmöglich, Herr Apotheker“, antwortete der Knabe höflich.

„Willst Du den Mund halten, wenn Du mit mir sprichst!“ sprach der Apotheker.

Botanik: Lehrerin: „Elise, erzähle von der Familie der Ranunkeln.“

Elise: „Das wage ich nicht zu tun.“

Lehrerin: „Warum denn nicht?“

Elise: „Meine Mutter hat mir streng verboten, über andere Familien zu schwätzen.“

### **Eingegangene Spenden**

Für Heidenkinder Merten 21 Mk., Augusta; Elbing 21 Mk., Gertrudis; Würzburg 21 Mk., Katharina; Heiligenstadt 21 Mk., Maria; Uebach 42 Mk., Theresia vom Kinde Jesu, Hubertus; Ahfen 21 Mk., Hedwig; Uchberg 21 Mk., N. N.; Horrem 21 Mk., N. N.

Missionszwecke: Paderborn 10 Mk.; Chrumezüß 5 Mk.

Missionsalmosen: Elbing 29 Mk.; Weihnachtsgabe Würzburg 15 Mk.; Halberstadt 5 Mk.; Hermeskeil 5 Mk.; Oberkeil 5 Mk.; Wieschowa 5 Mk., Weihnachtsgabe Horrem 6 Mk.; Elgermühle für einen Missionsaltar 10 Mk.

Armenbrot für die Mission: Neidingen 11,73 Mk.

Almosen: Neidingen 38,15 Mk.; Barenfell 5 Mk.; Kahl zum Dank 2 Mk.; Bremen 1 Mk.; Paderborn 20 Mk.; Uchberg 2 Mk.; Gütersloh 9,50 Mk.

Für die Missionschule, zur Ausbildung armer, braver, talentierter Mädchen zu Missionslehrerinnen: Neidingen 10 Mk., Elsdorf 36 Mk., Düren 5 Mk., Brüssel 4 Mk.; Saarlouis 50 Frs.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!